

Hans-Georg Bluhm

# Das verbotene Bildnis

Erzählung

Engelsdorfer Verlag  
Leipzig  
2018

Bibliografische Information durch die  
Deutsche Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96145-359-7

Copyright (2018) Engelsdorfer Verlag Leipzig  
Alle Rechte beim Autor

Titelbild: Eduard Wehnert (Atelier), Bildnis einer Frau,  
Daguerreotypie, 1842/1847  
© Kupferstich-Kabinett, Staatliche Kunstsammlungen Dresden,  
Foto: Herbert Boswank

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)  
[www.engelsdorfer-verlag.de](http://www.engelsdorfer-verlag.de)

14,50 Euro (D)

## INHALT

|                                      |     |
|--------------------------------------|-----|
| 1. Der Auftrag.....                  | 7   |
| 2. Die Begegnung.....                | 16  |
| 3. Das Handwerk .....                | 23  |
| 4. Die Entdeckung.....               | 33  |
| 5. Die Verführung.....               | 39  |
| 6. Die Recherche .....               | 50  |
| 7. Das Pandämonium .....             | 60  |
| 8. Die Bindung.....                  | 70  |
| 9. Das Fädchen.....                  | 80  |
| 10. Der Kamin .....                  | 90  |
| 11. Der Absturz .....                | 99  |
| 12. Die Reise .....                  | 107 |
| 13. Die Eröffnung.....               | 121 |
| 14. Der Bruch .....                  | 129 |
| <br>                                 |     |
| Anhang: Quellen und Danksagung ..... | 137 |



## 1. DER AUFTRAG

An einem Montag im Februar 2006, pünktlich um zehn Uhr, betrat Johannes Dahl das Sitzungszimmer des Hamburger Museums für Kunst und Kulturgeschichte. Seit nunmehr drei Monaten war er als wissenschaftlicher Assistent der Abteilung Kulturgeschichte zugeordnet. Mit seinen vierunddreißig Jahren hatte er sein Berufsziel, eine feste Stelle an einem Museum, erreicht. Der sorgfältig gestutzte Vollbart, das schlichte, dunkelbraune Sakko und die legere hellbraune Baumwollhose ließen ihn im ersten Augenblick zwar unauffällig, aber gelassen wirken, ein Eindruck, der von der schlanken Gestalt und dem federnden Gang unterstrichen wurde.

Sein unmittelbarer Vorgesetzter, Dr. Zimmermann, ein kettenrauchendes, verschrobenes Unikum, das sich bisweilen ätzend äußern konnte, galt aufgrund seiner zahlreichen Publikationen als Experte auf seinen Fachgebieten. Es war bekannt, dass sein eigentliches Interesse nur seiner Modelleisenbahn galt. Zimmermann würde in drei Jahren in den Ruhestand gehen. Für Johannes tat sich damit die Möglichkeit des Aufstiegs zum Abteilungsleiter auf.

Zu dem wie jeden Montag stattfindenden Team-Meeting der Wissenschaftler erschienen: Direktor Professor Hornmeyer, Dr. Spengler, Abteilungsleiter Alte Kunst, Frau Dr. Meiners, zuständig für die Moderne Kunst, ferner Dr. Zimmermann mit Johannes für die Kulturgeschichte, sowie Frau Fernengel, die Sekretärin des Direktors.

Hornmeyer eröffnete die Sitzung mit der ebenso informativen wie unterhaltsamen Mitteilung, dass er am vergangenen Wochenende mit seiner Frau das gemeinsame Schlafzimmer tapeziert habe. Da seine Äußerung von den Anwesenden nur schweigend aufgenommen wurde, schaute er suchend in die Runde und stellte, wie an jedem Montagmorgen, die Frage: „Was gibt’s denn so Neues? Was macht die neue Sonderausstellung? Wie ist der Stand der Dinge?“ Es war bekannt, dass Zimmermann und Spengler eine Ausstellung zur Eisenbahngeschichte in Norddeutschland vorbereiteten. Als Eröffnungstermin war der elfte April, der Dienstag vor Ostern, vorgesehen.

Eilfertig meldete sich Kollege Spengler, verbeamteter Kunsthistoriker und bereits seit fünfunddreißig Jahren am Museum: „Wir liegen im Plan. Die Katalogarbeiten werden demnächst beendet und können dann in den

Druck gehen. Die Verträge für die Leihgaben sind abgeschlossen.“

Frau Meiners brachte sich ein. Johannes empfand sie als eine unangenehme Erscheinung. Knapp über fünfzig, wirkte sie mit ihrer hellgrauen Kurzhaarfrisur und ihrer bisweilen schrillen Stimme älterlich. „Es liegt ein Ausstellungsangebot vor. Die Performancekünstlerin Joëlle Audran hat sich auf die Verfremdung klassischer Frauendarstellungen spezialisiert, Salome, Elektra und so weiter. Grafik, Fotografie, Theater. Ein spannender feministischer Beitrag zur Genderdiskussion. Kosten: etwa achttausend Euro. Vielleicht im Oktober? Das wäre doch wunderbar!“ – „Wenn es um Gender geht, wäre ein Beitrag zum Muttertag passender“, warf Zimmermann sarkastisch ein, ohne die Miene zu verziehen. „Natürlich nur wegen des Synergieeffekts mit der kulturgeschichtlichen Abteilung.“

Hornmeyer beschied ihr: „Liebe Kollegin Meiners, schreiben Sie bitte zunächst ein Konzept. Wir werden dann kurzfristig noch einmal darüber sprechen, auch hinsichtlich der Finanzierung. Unsere eigenen Mittel werden sowohl in diesem als auch im Folgejahr kaum ausreichen. Wir werden daher auf Drittmittel angewiesen sein. Was gibt's sonst?“

Johannes legte eine Pistole, die er bislang verborgen gehalten hatte, auf den Tisch und beugte sich vor. „Mit dieser Pistole können Korken durch die Energie einer gespannten Feder verschossen werden. Als Spielzeug diente sie dazu, den Knaben um das Jahr 1900 das treffsichere Schießen beizubringen. Ein interessanter Beleg für den Militarismus im wilhelminischen Kaiserreich. Die Pistole gehört zu einem Hamburger Familiennachlass, der in der vergangenen Woche angeboten wurde. Die Familie betrieb zwischen 1835 und 1930 eine Reederei, die sich in der Küstenschiffahrt engagierte. Zum Nachlass gehören Geschäftskorrespondenzen und Kontorbücher, dazu Möbel, Gemälde, Fotografien, persönliche Briefe und einiges Kinderspielzeug wie eben diese Federpistole. Insgesamt umfasst das Konvolut etwa achthundert Einzelobjekte. Der Erbe und Anbieter, ein Herr Ehler in Winterhude, er ist jetzt fünfundsiebzig, hat eine komplett aufgearbeitete Familienchronik mit Stammbaum erstellt. Sein Anwalt hat schriftlich erklärt, dass keine anderweitigen Erbansprüche bestehen. In historischer und juristischer Sicht wäre der Erwerb zu befürworten. Kostenpunkt für alles: fünftausend Euro. Ich habe mir die Objekte angesehen.“

Er schob Hornmeyer Fotografien der Gegenstände hin.



Zimmermann fügte unterstützend hinzu: „Ein absolutes Sahnestück. Die Geschichte einer Hamburger Reederfamilie über einen Zeitraum von einhundert Jahren hinweg, die auch den Übergang von der Segel- zur Dampfschiffahrt dokumentiert. So eine Sammlung haben wir bislang nicht im Bestand.“

„Was ist denn so besonders an der Federpistole?“, fragte Kollegin Meiners süffisant. Johannes ergriff die Waffe und gab einen Schuss in Richtung der Zimmerdecke ab. Kalk und Farbe rieselten herab. Hornmeyer blickte ungläubig nach oben. „Sie funktioniert“, erwiderte Johannes lakonisch. „Welche Objekte, die ins Museum kommen, funktionieren noch?“ – „Ich denke“, sagte Hornmeyer, „Kollege Dahl hat den kulturellen Quellenwert hinreichend demonstriert. Von weiteren Beweisen bitte ich abzusehen.“ Zimmermann kommentierte trocken: „,Wenn ich das Wort Kultur höre, entsichere ich meinen Revolver‘. Das Zitat wird fälschlicherweise immer wieder Goebbels oder Göring zugeschrieben“. – „Die Diskussion über diesen Punkt ist beendet“, entschied Hornmeyer. „Bleiben Sie am Ball“, sagte er zu Johannes gewandt. „Da zurzeit keine Mittel mehr im Ankaufsetat bereitstehen, sollten Sie sich mit der Kulturstiftung der Sparkasse in Verbindung setzen. Sofern von dort die Kosten übernommen werden, kaufen wir.“

Hornmeyer fixierte die Mitte des Tisches.

Frau Fernengel berichtete, dass die Stelle der studentischen Hilfskraft neu besetzt sei. Eine Frau Semper würde ab kommenden Mittwoch wöchentlich neun Stunden für Zuarbeiten zur Verfügung stehen. Hornmeyer wandte sich wieder an Johannes: „Ich denke, sie sollte in der Kulturgeschichte mit der Inventarisierung beschäftigt werden. Ich bitte Sie um die entsprechende Betreuung, speziell, dass sie den Ehler-Nachlass bearbeitet. Weitere Meldungen? Sofern das nicht der Fall ist, erkläre ich hiermit die Sitzung für geschlossen.“ Hornmeyer lehnte sich in seinen Sessel zurück.

Nachmittags suchte Johannes seinen Vorgesetzten Zimmermann auf. Dessen Büro befand sich in einem kleineren Nachbargebäude neben dem eigentlichen Museum. Zimmermann saß hinter seinem Schreibtisch, auf dem sich stapelweise Nachschlagewerke, Ausstellungskataloge, Korrespondenzen sowie zwei Schachteln Gitanes und ein übervoller Aschenbecher befanden. Die Halbschuhe hatte er durch ein Paar bequemer Pantoffeln ersetzt. „Setzen Sie sich“, lud ihn Zimmermann ein. „Wie ich inzwischen weiß, sind Sie kein Misokapnos, kein Rauchfeind. Offiziell gilt ja im ganzen Museum Rauchverbot, aber ich habe mir für mein Büro eine

Ausnahmegenehmigung erwirken können. Mögen Sie eine Zigarette?“ Johannes zog stattdessen aus der Seitentasche seines Sakkos eine Pfeife hervor und begann sie zu stopfen.

„Mit dem Schuss in die Decke heute Morgen haben Sie ja sozusagen ein Fanal gesetzt. Hornmeyer legt Wert auf Ordnung, das macht ihn so langweilig. Den Schuss muss er erst verdauen. Wie heißt es so schön: Oben liegt der König sauer, unten böser Witz auf Lauer.“ – „Von wem stammte denn nun Ihr Zitat mit dem Revolver, Göring oder Goebbels?“, fragte Johannes. „Es wird mal dem einen, mal dem anderen zugeschrieben. Eigentlich aber stammt es von einem Dritten, von dem Nazi-Dramatiker Hanns Johst, einem grässlichen Poeta laureatus des Dritten Reichs. Der hatte Anfang der 1930er Jahre ein Stück geschrieben, ‚Schlageter‘ hieß das und er hatte es dem sogenannten ‚Führer‘ gewidmet. Darin heißt es genauer: ‚Wenn ich Kultur höre, entsichere ich meinen Browning‘. Später wurde er Präsident der Reichsschrifttumskammer.“

„Und was bedeuten diese scharfzüngigen Bemerkungen der Kollegin Meiners?“ Zimmermann grinste. „Bei der müssen Sie aufpassen, die hat Haare auf den Zähnen. Es ist bekannt, dass sie verbissen die Nachfolge Hornmey-

ers ansteuert. Dabei beschäftigt sie sich nur mit der Darstellung des seelischen Interieurs von exaltierten Frauen. Aber so, wie ich Sie bisher kennengelernt habe, werden Sie schon lernen, sich hier im Pool der Intendanz-Einheiten zu behaupten. Stellen Sie wegen des Ankaufs des Nachlasses umgehend einen Eilantrag an die Kulturstiftung, sonst kommt Ihnen die Meiners mit ihrem Projekt noch zuvor. Die Stiftung hat auch nur begrenzte Mittel.“ Zimmermann schrieb eine Telefonnummer und eine E-Mail-Adresse auf. „Meines Wissens gibt es da jetzt eine neue Sachbearbeiterin.“

Kurz vor Dienstschluss erhielt Johannes eine Mail, die an das Museum gerichtet war und die Frau Fernengel an ihn weitergeleitet hatte: Eine Madeleine Perthes, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Staatsbibliothek, teilte mit, dass sie an einer Bestandsaufnahme historischer Kochbücher arbeite. Dabei seien Fragen zur Küchentechnik früherer Zeiten aufgetaucht. Ob das Museum helfen könne? Johannes rief die Kollegin an.

Frau Perthes hatte eine angenehme Telefonstimme. „Es geht mir konkret um drei Dinge: Was sind eine Grützschüssel, ein Schwarzsauertopf und was sind Prickelstäbe?“ Johannes überlegte einen Augenblick. „Da können wir helfen. Am besten wäre es, Sie kommen hier vorbei,

dann kann ich Ihnen die Objekte zeigen. Passen würde es morgen, Dienstag, um elf Uhr dreißig hätte ich Zeit.“

## 2. DIE BEGEGNUNG

Pünktlich zum vereinbarten Termin erschien Madeleine Perthes. Johannes schätzte sie auf etwa dreißig Jahre. Sie war von kleiner Statur und hatte einen fragilen Körperbau, die dunkelbraunen Haare waren zu einer glattgeschnittenen Bobfrisur gestaltet. Dominierend wirkte ein schwarzes Brillengestell. Sie trug eine offene braune Wildlederjacke, ein weites seidenes Halstuch und einen dunkelbraunen Cordrock sowie braunlederne Halbschuhe mit flachen Absätzen. Johannes war auf den ersten Blick von ihr angetan, zumal er feststellte, dass sie weder Schminke noch Nagellack oder gar Parfüm benutzte. Er schob seine Empfindungen vorerst beiseite. Der Besuch hatte einen dienstlichen Charakter.

„Wie weit reicht die Kochbuchsammlung der Staatsbibliothek zurück?“, wollte er wissen. – „Wir haben einige wenige Beispiele aus dem beginnenden 19. Jahrhundert, aber zahlreiche Exemplare ab 1850.“ – „Verständlich, das Kochbuch für die bürgerliche Küche beginnt ja auch erst mit der legendären Rezeptsammlung von Henriette Davidis.“ – „Zudem lohnte sich die Herausgabe von Kochbüchern für den Mittelstand erst,

als durch die verbesserte allgemeine Schulbildung genügend Frauen über die nötige Lesekompetenz verfügten.“ – „Und gerade zu diesem Zeitpunkt begann ja auch der Wandel in der Küchentechnik.“ – „Was meinen Sie damit?“ – „Das zeige ich Ihnen am besten in unserer Schausammlung.“

In einem Raum des Museums war eine komplette Bauernhausküche aus dem 19. Jahrhundert aufgebaut. Johannes wies auf den gemauerten Herd: „Hier finden Sie die ursprüngliche Form der Zubereitung von Nahrungsmitteln. Gegart wurde auf einem offenen Feuer. Es gab nur eine Feuerstelle, die Gerichte waren daher recht einförmig: Im Mittelpunkt standen Korngrützen. Das Getreide wurde mit Salz in Wasser oder Milch in einem gusseisernen Topf gekocht und mit Speck oder zerlassener Butter angerichtet.“ Er zeigte auf eine große Keramikschale, die auf dem Esstisch stand. „Hier haben wir die gesuchte Grützenschüssel. Aus diesen Schüsseln aß die Bauernfamilie ihre Grützen und Suppen.“

Johannes führte seine Besucherin zu einem eisernen, an den Seitenwänden weiß emaillierten Herd. „Ab 1850 kamen industriell gefertigte Herde auf. Die Kochmaschine revolutionierte die Gartechnik: Da nun mehrere Kochstellen nebeneinander gleichzeitig genutzt werden

konnten, ließen sich einzelne Nahrungsmittel mit unterschiedlichen Garzeiten wie Kartoffeln, Gemüse und Fleisch getrennt zubereiten.“ Perthes blickte ihn an. „Das ist mir völlig neu, jetzt verstehe ich überhaupt erst, warum die Kochrezepte immer mehr verfeinert werden konnten.“

Johannes hob ein etwa vierzig Zentimeter hohes, glasiertes schweres Keramikgefäß auf, das auf dem Fußboden stand. „Der Topf für Schwarzsauer. Bevor es Tiefkühltruhen gab, hatte man andere Aufbewahrungsmethoden für das Fleisch. Die besseren Stücke wurden gepökelt und geräuchert. Der Rest, etwa vom Schwein die Innereien und Pfoten, Ohren und Bauchspeck, wurde gesalzen, und in Essig und Schweineblut gekocht. Das Ergebnis nannte man ‚Schwarzsauer‘. Anschließend füllte man das Ganze in diese Krüge ab. Obenauf kam eine Schicht Schmalz, um den Inhalt luftdicht zu verschließen. Nun zu Ihrer letzten Frage.“

Er wandte sich einer Vitrine zu, in der mehrere hauchdünne hölzerne Stäbchen verwahrt wurden. „Die sogenannten ‚Prickel‘. Damit bezeichnet man im Niederdeutschen einen Stachel. Beim Wurstmachen werden gehackte Fleischteile mit Salz und Gewürzen vermengt und in einen sauberen Darm gestopft. Dabei geriet



natürlich auch Luft hinein. Damit die Luftblasen den Darm beim anschließenden Kochen nicht zum Platzen brachten, stach man vorher mit diesen Stacheln vom Schlehdorn kleine Löcher in die Wursthaut. Dazu hatten die Kinder einen Abzählreim: ‚Een, twee, drie, veer, vijf, süß, unse Mudder stoppt de Wüst, unse Vadder prickelt den Darm, dat sick de lieve Gott erbarm‘.“

Madeleine Perthes machte ihre Notizen und bedankte sich: „Ihre Informationen waren sehr hilfreich. Ich hatte nicht erwartet, dass bei diesem Besuch so viel herauskommen würde.“ Johannes zog seine Taschenuhr hervor. „Tischzeit. Wir könnten gemeinsam zum Italiener um die Ecke gehen. Er hat kleine Gerichte zu vernünftigen Preisen.“ – „Gern. Ich nage schon am Hungertuch.“

Sie wählten einen freien Tisch am Fenster. Nach der Bestellung blickte sie ihn interessiert an. „Als Sie vorhin in der Bauernküche die Objekte erklärten, begannen Ihre Augen zu leuchten. Sie strahlten richtig Begeisterung aus. Ich habe den Eindruck, dass Sie Ihren Beruf lieben. Ich war schon sehr verblüfft, dass Sie das Thema so schnell und so ausführlich erläutern konnten. Woher wissen Sie das alles?“

„Die Kenntnisse ergeben sich durch jahrelanges Recherchieren zu den Objekten und zu ihrer Funktion. Letztlich sind es Fragmente, Puzzleteile, die sich nach und nach in eine formale Systematik eingliedern. Vermutlich ist das bei Ihnen auch nicht anders. Sie sind doch Wissenschaftlerin. Ich bin neugierig, welches Fach?“ – „Ich habe lange in Marburg studiert. Germanistik und Literaturgeschichte. Natürlich, Methodik und wissenschaftliche Arbeitsweise sind mir geläufig. Was ich nicht besitze, das ist diese tierische Selbstverständlichkeit, mit der Sie sich an Ihrem Arbeitsplatz bewegen.“ – „Da haben Sie mich ja sehr genau beobachtet. Also, diese ‚tierische‘ Selbstverständlichkeit, wie Sie sagen, entsteht doch von selbst, wenn man sich innerhalb der Konventionen der Scientific Society hält.“ – „Genau das meine ich. Alle Arbeitsvorgänge, alle Gedankenstränge sind vorgegeben. Aber kann man allein durch Systematik und Rationalität die Wirklichkeit erkennen? Was passiert, wenn diese engen Grenzen einmal überschritten werden? Anders gefragt: Take a walk on the wild side?“ – „Darauf lasse ich mich nicht ein. Ich bin kein Abenteurer. Ich bin damit zufrieden, hier meine Rolle gefunden zu haben. Die vorgegebenen Strukturen kann ich ohne Vorbehalt akzeptieren.“

„Das kann ich nachvollziehen. Aber vielleicht meinte